

Andrea Komlosy, Christof Parnreiter, Irene Stacher, Susan Zimmermann (Hrsg.): Ungeregelt und unterbezahlt. Der informelle Sektor in der Weltwirtschaft, Historische Sozialkunde 11, Brandes & Aspel / Südwind Frankfurt/M. 1997, 249 S. (39,80 DM)

Nachdem der Siegeszug der ›monetaristisch-neoliberalen Konterrevolution‹ in den achtziger Jahren landauf landab zu einer Entregulierung der Ökonomien geführt hat, ist auch eine Reihe von Phänomenen in die gesellschaftliche Wirklichkeit zurückgekehrt, die im keynesianisch-fordistischen Kapitalismus längst gebändigt und für immer in die ›frühkapitalistische Vergangenheit abgedrängt schien. Zu den auffälligsten und wahrscheinlich folgenreichsten dieser déjà-vu-Erscheinungen gehört zweifellos die rasche Ausbreitung verschiedenster Formen prekärer Arbeitsverhältnisse und informeller Wirtschaft, die selbst in den Industrieländern keineswegs auf Nebenschauplätze – wie Schwarzarbeit und organisierte Kriminalität – beschränkt werden können, sondern längst volkswirtschaftliche Kernbereiche und nicht zuletzt auch den soziokulturellen Raum durchdringen. »Mit zunehmender Flexibilisierung und Deregulierung wuchert die Informalität auch im sozialpartnerschaftlichen, von Gewerkschaften durchzogenen Kerneuropa und wird somit langsam zur Normalität« (Hofbauer, S. 194).

Im vorliegenden Buch versuchen nun zwölf Autorinnen und Autoren in dreizehn Beiträgen sich der Realität informeller Wirtschaft weltweit und der neuzeitlichen ›Rückkehr‹ von Informalität in den Alltag kapitalistischer ›Wohlstands‹gesellschaften mit einem analytischen Konzept anzunähern, das auf der zentralen Kategorie »informeller Sektor« basiert. Mit diesem sperrigen Konzept sollen einem breiten Leserkreis – vor allem aber Lehrern der Fächer Geschichte und Sozialkunde sowie Studierenden sozialwissenschaftlicher Fachrichtungen – die unterschiedlichsten historischen wie aktuellen Befunde sozialer Entsicherung erklärt und ihnen eine Orientierungshilfe im Irrgarten vielfältiger Formen kapitalistischer Ausbeutungsverhältnisse an die Hand

gegeben werden. Als besonders für diesen Zweck geeignet erweist sich vor allem der erste Beitrag, der in sehr gedrängter Form Konzepte, Widersprüche und Debatten zum »informellen Sektor« umreißt und in dem sich die Autorinnen (Komlosy, Stacher und Zimmermann) sowie der Autor (Parnreiter) mehr oder weniger einmütig zum Weltsystemansatz von Immanuel Wallerstein – »Der informelle Sektor als Bestandteil von asymmetrischer Arbeitsteilung und ungleicher Entwicklung« – bekennen (vgl. S. 21ff.). Wallersteins Welt-systemtheorie, in der Kapitalismus bekanntlich ein eher der Zirkulationssphäre verhaftetes Phänomen des »ungleichen Tausches« zwischen Peripherien, Semiperipherien und Zentren der Weltwirtschaft denn ein Ensemble formationstypischer Produktionsverhältnisse ist, erweist sich als geradezu idealer Rahmen, in dem die unterschiedlichsten Bestimmungen des »informellen Sektors« untergebracht werden können (vgl. z.B. Komlosy, S. 64; Holzer, S. 118; Evers, S. 136; Stacher, S. 151; Schubert, S. 174f.; Parnreiter, S. 204, 213; Langthaler, S. 224).

Allerdings erschöpfen sich die Gemeinsamkeiten in den Auffassungen zu diesem »Sektor« unter den Autorinnen und Autoren in etwa darin, daß »zur ›grauen Ökonomie‹, wie der informelle Sektor genannt wird, ... alle Spielarten des vor allem steuerlich, aber auch gewerbe- und handwerklich nicht oder nur teilweise erfaßten Wirtschaftens ... (gehören)« (Hofbauer, S. 193). Schon in bezug auf die Entwicklungstendenzen des »informellen Sektors« ergeben sich höchst kontroverse Sichten. Während Evers die Tendenz zur »Formalisierung des informellen Sektors« (S. 141) für dominant hält, entdecken Parnreiter und Sassen (wie auch Zimmermann, Schubert und Stacher) einen deutlichen »Trend zur Informalisierung, also zur verstärkten Inanspruchnahme ungeschützter und unregulierter Arbeitsverhältnisse« (Parnreiter, S. 203). Als noch widersprüchlicher erweist sich das Konzept »informeller Sektor« dort, wo in ein und demselben Aufsatz einerseits konstatiert wird, daß es sich bei diesem »Sektor« um Tätigkeiten handeln soll, »die außerhalb gesellschaftlich *vorherrschender* (Hervorhebung - AH.) Regelungen des Produktions- und Arbeitsprozesses« (Komlosy, S. 64) stehen. Andererseits

wird im selben Absatz dann jedoch herausgestellt, daß »wir es mit einer Grundkonstante kapitalistischer Rationalität zu tun haben« (ebenda), die weltweit die dominierende Form kapitalistischer Arbeitsverhältnisse darstellt. Überhaupt verdeutlicht der in den ersten Beiträgen des Bandes unternommene Versuch, die historische und globale Dimension der Unsicherheit und Ungeregeltheit von Arbeitsverhältnissen in der kapitalistischen Weltwirtschaft zu beschreiben, wie wenig dafür das Konzept des »informellen Sektors« geeignet ist. Wenn nämlich z.B. die Kombination von Selbstversorgungswirtschaft und Plantagenökonomie beim Vordringen kapitalistischer Produktion in der Karibik (vgl. Füllberg-Stolberg, S. 48) oder das Verlagssystem der Baumwollmanufaktur im Europa des 18. Jahrhunderts (vgl. Komlosy, S. 73) als Herausbildung eines »informellen Sektors« beschrieben werden, dann gerät die dem historischen Entwicklungsprozeß eigene Dialektik von Formalität und Informalität wenn schon nicht völlig aus dem Blick so doch in ein fragwürdiges Licht. Nicht allein der Umstand, daß in einer bestimmten historischen Phase Arbeitsverhältnisse (relativ) ungerichtet und ungesichert sind, macht sie bereits zu informellen Arbeitsverhältnissen. Es kommt auf den jeweiligen historischen Kontext an. Erst die Tatsache, »daß in der Zwischenzeit (auf einer bestimmten Entwicklungsstufe - AH.) eine Reihe von Vorschriften zum Schutze der Gesundheit erlassen sowie arbeitsrechtliche Regelungen getroffen werden« (Sassen, S. 238), die als gesellschaftlich anerkannte, »typische« Form der Ausgestaltung von Arbeitsverhältnissen gelten, begründet die Einordnung von sweatshops, Gelegenheits- und Schwarzarbeit usf. als informelle Strukturelemente moderner Ökonomien. Dies schließt natürlich ein, daß Arbeitsverhältnisse, die zu einem bestimmten Zeitpunkt als »informell« charakterisiert wurden, im Laufe kapitalistischer Entwicklung durchaus die Qualität von Formalität erlangen können und umgekehrt. Insofern ist Informalität zunächst nur eine Negativbestimmung, die die Abweichung vom bestehenden Standard anzeigt. Sollte sich jedoch ein vorläufig als informell verstandenes Phänomen gesellschaftlich durchsetzen – zur »Norm« werden –, wäre auch eine entsprechende positive Be-

schreibung des »neuen gesellschaftlichen Standards« zu leisten.

In welchem starkem Maße die neuesten Entwicklungen im kapitalistischen System auf die Herausbildung von derartigen »neuen Standards« drängen, zeigen nicht nur die Kontroversen zum »Umbau des Sozialstaats«, bei der bezeichnenderweise genau die politisch-staatlich verordnete Einführung von informellen Elementen (zumeist euphemistisch getarnt als größere Verantwortung des einzelnen für seine soziale Absicherung) einen prominenten Platz einnimmt, sondern auch die weltweite Tendenzen zur Informalisierung ganzer Gesellschaften (vgl. dazu den sehr aufschlußreichen Beitrag von Schubert, S. 169ff.). Vieles spricht jedenfalls dafür, das analytische Konzept »informeller Sektor« im Interesse größeren Erkenntnisgewinns gegen ein Konzept von »Informalität« auszuwechseln, das Informalisierung als einen Prozeß begreift, »dessen besonderer empirisch begründeter Inhalt Änderungen unterworfen ist, dessen analytische Bedeutung jedoch ziemlich konstant bleibt« (Sassen, S. 239). Und es sind genau diese inhaltlichen Änderungen, die heute im Zuge von Deregulierungs- und Flexibilisierungsstrategien die Brisanz von Informalisierungstendenzen ausmachen. Von aktueller analytischer Bedeutung sind in diesem Zusammenhang vor allem jene gesellschaftlichen Polarisierungsprozesse, die durch die Entsicherung und Entregulierung von einst »formellen« Arbeitsverhältnissen (und damit deren Informalisierung) vorangetrieben werden. »Informalisierung ist Ausdruck einer bestimmten Art, den Staat für besondere Gesellschaftsinteressen zu instrumentalisieren. Informalität kann daher nicht unabhängig von den in den jeweiligen Staaten vorhandenen Herrschafts- und Machtstrukturen verstanden werden« (Schubert, S. 180).

ARNDT HOPFMANN

**Pierre Bourdieu:**  
**Praktische Vernunft. Zur Theorie des Handelns.** Aus dem Französischen von Hella Beister, Suhrkamp Verlag (= edition suhrkamp - Neue Folge Bd. 985), Frankfurt/M. 1998, 226 S. (19,80 DM)

In diesem schmalen Bändchen sind Vorlesungen und Vorträge des populären französischen Soziologen aus den Jahren 1988 bis 1994 versammelt, die den gesellschaftskritischen Ruf seines Autors bestätigen. Es sind eher philosophische Texte, in denen Bourdieu einige seiner ausführlicheren Schriften, wie »Die feinen Unterschiede« und »Sozialer Sinn«, näher zu erläutern sucht. Sie sind eine eigentümliche Melange kultur- und politiktheoretischer, wissenssoziologischer, gruppenpsychologischer wie ökonomischer Facetten, die den Politik-, Wissenschafts- und Kulturbetrieb, aber auch Kirche und Religion nicht nur in der heutigen kapitalistischen Gesellschaft näher beleuchten. B. bestimmt den Kern seines Denkens in einer »Wissenschaftsphilosophie, die man insofern relational nennen könnte, als sie vom Primat der Relationen ausgeht«. Die aber würde nur zu selten angewandt, »wohl weil sie in sehr direktem Gegensatz zu den Routinen des gewöhnlichen (oder pseudowissenschaftlichen) Nachdenkens über die soziale Welt steht, das sich lieber an substantielle ›Realitäten‹, Individuen, Gruppen usw. hält als an objektive Relationen, die man nicht herzeigen und nicht anfassen kann, sondern durch wissenschaftliche Arbeit erobern, konstruieren und verifizieren muß« (S. 7).

Gelegentlich wirken seine geistreichen Denkangebote aber auch unscharf, ermöglichen unkonventionelle Sichten ein wenig Resignation gegenüber dem scheinbar zu schwer Faßbaren und damit kaum Veränderbaren.

Hier seien angesichts der vielen Anregungen vor allem jene Überlegungen herausgegriffen, die für die politischen und sozialen Praxen anwendbar sein könnten. B. sieht sie namentlich in den Überlegungen zur sozialen Differenziertheit, ja Klassenspaltung der Gesellschaft, im Verständnis von politischer Macht und ihren Räumen, in der Herausarbei-

tung der Selbständigkeit von Interessengruppen und ihrer scheinbaren Ablösung von Machtpositionen und Interesse. Das ist bei B. alles etwas exotisch formuliert, dürfte aber auch im Kontext der Marxschen »Entfremdung« und »Fetischisierung« oder Gramscis »Hegemonie« und auf jeden Fall allen »ökonomismusfern« Positionen verständlich sein.

Eine zentrale Überlegung B.'s ist die über den »sozialen Raum«, in dem die Akteure oder Gruppen entsprechend ihrer Verfügung über ökonomisches und kulturelles Kapital den ihnen gemäßen Platz finden. Insofern geht es ihm schon um die Individuen, allerdings als handelnde Individuen mit einem bestimmten »Habitus« im Sinne von verinnerlichten Normen und Werten. Diese Räume unterscheiden sich nach dem Gesamtvolumen des Kapitals wie nach dessen Struktur mit dem relativen Gewicht der Kapitalsorten. Entsprechend ordnet er politisches Wahlverhalten zu. So kann er den »zentrale(n) Gedanken« bestimmen, »daß in einem Raum existieren, ... ein Punkt in einem Raum sein heißt, sich unterscheiden, unterschiedlich sein« (S. 22). In der Konsequenz können daraus »theoretische Klassen« konstruiert werden (S. 23). B. warnt zwar davor, diese Klassen als reale anzunehmen und mobilisieren zu wollen (wie die Marxisten). Aber er benutzt seinen Zugang bewußt gegen die Konservativen, die von einer homogenen Gesellschaft und damit vom Fehlen von Unterschieden, Widersprüchen und Konflikten ausgehen. Er wendet dieses Modell auch als Erklärungsmuster für die Krise des Realsozialismus an. Hier führt er den Begriff des »politischen Kapitals« ein, welches »seinen Besitzern eine Art private Aneignung von öffentlichen Gütern und Dienstleistungen ... sichert« (S. 30).

Verständlicherweise wird in einer solchen Betrachtung das kulturelle Kapital und seine konstitutiven Bedingungen – also der Zugang zu Bildung – zum zentralen Punkt für Überlegungen, wie Gesellschaften sich wandeln und neuzeitliche Konflikte (z.B. die Studentenbewegung 1968) herausbilden. B. erwartet im Wissen um die französischen oder japanischen Eliteuniversitäten, daß in diesem Feld künftig die großen Konflikte zwischen »dem hohen und dem niederen Beamtenadel« ausbrechen werden (S. 47).

Ein weiterer Schlüsselbegriff ist das »Feld

der Macht«. Anschaulicher als in Gramscis Hegemonie-Konzept beschreibt er dieses Feld als eines der Dynamik und der Wertigkeit sehr unterschiedlicher Komponenten: »Es ist der Raum der Machtverhältnisse zwischen verschiedenen Akteuren, die in ausreichendem Maße mit einer der verschiedenen Kapitalsorten versehen sind, um gegebenenfalls das entsprechende Feld beherrschen zu können, und deren Kämpfe immer dann an Intensität zunehmen, wenn der relative Wert der verschiedenen Kapitalsorten (zum Beispiel der ›Wechselkurs‹ zwischen kulturellem und ökonomischem Kapital) ins Wanken gerät« (S. 51). Berechtigt warnt er davor, sich beim Nachdenken über den Staat genau jener Kategorien und Denkschablonen zu bedienen, die der Staat und seine wissenschaftlichen Diener als scheinbar einzige Analysemittel feilbieten. Gerade diese »symbolische Produktion« von staatsfixierten Kategorien, aber auch von »sozialen Problemen«, die nur noch durch die Wissenschaftler bestätigt werden müssen, aber nicht in Frage gestellt werden. Er fordert den radikalen Zweifel an diesem Denken. Aus dieser Sicht geht es ihm bei Herrschaft nicht mehr im klassischen Sinne um die Kontrolle über und den Einsatz von »Überbau«-Komponenten oder des »Kapitals der physischen Gewalt«, sondern um die ganze Fülle von »Kapitalsorten«, »eines komplexen Bündels von Handlungen« (S. 52), die alle gesellschaftlichen Bereiche, nicht zuletzt die geistig-kulturellen erfaßt, die Herrschaft konstituieren.

Den Staat sieht B. als »Ergebnis der Konzentration verschiedener Kapitalsorten«, die allein schon den Staat in eine beherrschende Rolle gegenüber den anderen Kapitalsorten und ihren Besitzern bringt (S. 100). Gerade deshalb hält B. es für wichtig, nach den Interessen der Akteure zu fragen. Das schließt z.B. die Interessen der Staatsbediensteten ein, die nicht zuletzt »sich mit der Errichtung des Staates zum Adel des performativen Diskurses über den Staat« erhoben haben (S. 122), um damit ihre Rechtfertigungs- und Legimationsbedürfnisse zu sichern. Bedeutungsvoll ist dabei der Hinweis, daß diese Interessen weder auf bewußte Zwecksetzungen oder das nackte ökonomische Interesse zu reduzieren sind. Bewußt stellt B. die Rolle symbolischer Interessen oder des Interesses an der Allge-

meinheit etwa in der Bürokratie heraus. »Es ist eine Schwierigkeit des politischen Kampfes heute, daß das Interesse der Herrschenden, der rechten wie der linken Technokraten oder Epistemokraten, bei der Vernunft und beim Allgemeinen liegt: Wir bewegen uns auf Universen zu, in denen das Herrschen immer mehr der technischen, rationalen Begründungen bedarf und in denen, da sich die Herrschenden bei der Ausübung ihrer Herrschaft immer nachdrücklicher auf die Vernunft und auf die Wissenschaft berufen, auch die Beherrschten sich immer mehr der Vernunft bedienen müssen, um sich gegen die Herrschaft zu wehren.« (S. 156/157) Fürwahr, die »Sachzwänge« treffen alle, nur, ob dies allein zur Erkenntnis genügt, ist denn doch zu bezweifeln. Ein typischer Fall von B.s Unschärfe, der bei aller notwendigen Polemik gegen die ökonomischen Interessen (oder die nach Karriere, Selbstbefriedigung, Machtbesessenheit oder wie auch immer) nicht außer acht gelassen werden sollte. Mit dieser Einschränkung ist das Buch durchaus eine Bereicherung des kritischen Analyseinstrumentariums für moderne bürgerliche Gesellschaften. B.s Vision ist das Ringen um eine »Politik der Moral« durch »Aufdeckungs-, Ernüchterungs-, Aufklärungsarbeit«. Möglich soll das alles werden durch das Schaffen der »institutionellen Mittel« einer solchen Politik. Das ist das Feld der Intellektuellen, der Kampf um jene Kapitalsorten, die die Herrschaft erneuern (oder aufzuheben) vermögen. Die anderen sozialen Gruppen sollten da aber nicht vergessen werden. Sonst bleiben Aufklärer sehr einsam.

STEFAN BOLLINGER

Heinz D. Kurz:  
 Ökonomisches Denken in  
 klassischer Tradition,  
 Metropolis Verlag Marburg 1998,  
 592 S. (79,80 DM)

Heinz D. Kurz, Professor für Volkswirtschaftslehre an der Universität Graz, ist der Fachwelt vor allem als Herausgeber des »European Journal of the History of Economic Thought« und der Zeitschrift »Metroeconomica« be-

kannt. Ferner durch Bücher wie »Capital, Distribution And Effective Demand«, »Adam Smith (1723-1790) – Ein Werk und seine Wirkungsgeschichte« sowie »United Germany And the New Europe«. Darüber hinaus machte er sich einen Namen mit der Neuherausgabe des Hauptwerkes von David Ricardo. Der vorliegende Band vereinigt Arbeiten, die bereits in verschiedenen Zeitschriften und Sammelbänden erschienen sind. Schwerpunkt der Auswahl bilden Fragen der Wirtschaftstheorie und Theoriegeschichte. Insbesondere geht es um die Herausbildung der »klassischen« Theorie einerseits und der »neoklassischen« Alternative andererseits. Dabei geht der Verfasser von der These aus, daß die neoklassische bzw. marginalistische Schule die klassische Theorie weder verbessert noch überwunden habe, sondern lediglich einen wenig tauglichen und fehlerhaften Erklärungsansatz daneben gestellt hat: »Die Theoriegeschichte ist seither charakterisiert durch das Neben- und wiederholte Gegeneinander von zwei großen Denktraditionen: einer klassischen und einer neoklassisch-marginalistischen. Jede dieser Traditionen weist mehrere Strömungen auf, die mehr oder weniger klar unterschieden werden können« (S. 7f.). Nicht selten aber führt dieses Nebeneinander verschiedener Ansätze innerhalb der Volkswirtschaftstheorie zu großer Verwirrung, insbesondere bei interessierten Laien und Lernenden. Kurz versucht mit seinem Buch zu einer »Klärung der wesentlichen Unterschiede zwischen den beiden Denktraditionen« beizutragen und auf diese Weise »die Fähigkeit des Lesers zu erhöhen, sich im Dickicht alternativer Theorien, Analysen und Modelle zurechtzufinden und schneller auf deren jeweilige Stärken und Schwächen aufmerksam zu werden« (S. 8).

Der ausgesprochen schöne, aber auch ziemlich opulente Band umfaßt nicht weniger als sieben Teile: Teil I vergleicht den klassischen Ansatz in der Preis- und Verteilungstheorie mit dem neoklassischen. Teil II ist dem Werk des Hauptvertreters der »Klassik«, Adam Smith, gewidmet, Teil III David Ricardo. Im vierten Teil werden zwei frühe Vertreter der deutschen Nationalökonomie vorgestellt: Friedrich Benedikt Wilhelm Hermann und Johann Heinrich von Thünen. Beide Namen gehören hierher, da sie maßgeblich zur Her-

ausbildung der Grenzproduktivitätstheorie der Einkommensverteilung beitragen und damit für die »allmähliche Abkehr von der Klassik« stehen. Der fünfte Teil ist der deutschen Nationalökonomie zu Beginn des 20. Jahrhunderts gewidmet. Teil VI befaßt sich mit den österreichischen Ökonomen Eugen Böhm-Bawerk und Friedrich August von Hayek. Und Teil VII behandelt die Entwicklung der Wachstumstheorie seit Adam Smith. Zu jedem Teil gehört ein Literaturverzeichnis und ein ausführlicher Apparat mit Quellenangaben und erläuternden Anmerkungen. Besonders hervorzuheben sind hier zunächst die Arbeiten zu Smith und Ricardo, worin H.D. Kurz deren versuchter Vereinnahmung durch die Neoklassik vehement entgegentritt (S. 127ff.). Aber nicht weniger interessant sind die Beiträge zu Hermann, v. Thünen, Böhm-Bawerk, Oppenheimer und v. Neumann. Sind die ersten Teile vor allem personenbezogen abgehandelt, so drehen sich die Ausführungen im letzten Teil um ein zentrales Thema der ökonomischen Theorieentwicklung, um wirtschaftliche Dynamik und Wachstum.

Liest man die einzelnen Kapitel im Zusammenhang, so wird plausibel, worauf Kurz im Vorwort hinweist, nämlich daß der Band »Bestandteil eines größeren Projekts ist, ... das der Weiterentwicklung der klassischen Tradition in der Wirtschaftstheorie gilt« (S. 15). Also keine »objektive« Darstellung unterschiedlicher wirtschaftstheoretischer Ansätze, sondern Würdigung und Kritik aus der Sicht einer »klassischen« Position!

Dies soll an einem Beispiel demonstriert werden: David Ricardo. Ricardo, dessen frühe Neigung zur Ökonomie und »Gefallen an abstrakter und allgemeiner Argumentation« (S. 100) auffielen, der als Börsenmakler frühzeitig zu Ansehen und Reichtum kam, der sich mit Mathematik und Naturwissenschaft ebenso beschäftigte wie mit politischer Ökonomie, wird geradezu liebevoll als großer Geist und Charakter gezeichnet. Seine Freundschaft zu Malthus und James Mill findet dabei ebenso Erwähnung wie sein Talent, Geld zu verdienen. Hervorgehoben wird der Praxisbezug seiner Theorie, wofür das Paradoxon »Nichts ist so praktisch wie die Theorie« steht (S. 106). 1817 erscheint sein Hauptwerk »On the Principles of Political Economy, And Taxation«.



Was den Erfolg desselben betrifft, so war Ricardo eher skeptisch. Er äußerte die Vermutung, daß »insgesamt nicht mehr als 25 Personen in England imstande seien, das Buch zu verstehen... Aber der Erfolg von Büchern gründet sich selten darauf, daß ihr Inhalt weit hin verstanden wird« (S. 108). So war es auch hier: Das Buch wurde ein Erfolg. Weniger erfolgreich dagegen war Ricardo mit zahlreichen Gesetzesvorschlägen (»Corn laws«) sowie geld- und währungspolitischen Neuerungen. Ungeachtet dessen gilt er als Begründer der »Currency-Lehre« und damit des Banken- und Währungssystems, wie es sich nach 1844 durchsetzte. Ricardos Werk nimmt in der Theoriegeschichte einen derart wichtigen Platz ein, daß bis heute keiner daran vorbeikommt (S. 115). Aber dies wird zugleich zum Problem. Denn damit ist der Versuch einer jeden Richtung verbunden, Ricardo für sich zu reklamieren. Kurz setzt dem die These entgegen, daß sich an Ricardo »die Geister scheiden« und zeigt dies an Hand der »markantesten Reaktionen auf Ricardos Werk« (S. 116). Dabei wird die Vielschichtigkeit Ricardos sichtbar: Ricardo, der Arbeitswerttheoretiker, Ricardo als Begründer analytischer ökonomischer Theorie, Ricardo als Inspirator mathematischer Ökonomie usw. Auch die Marxsche Rezeption Ricardos findet hier eine kritische Darstellung.

Ebenfalls besonders hervorhebenswert ist der Aufsatz zur deutschen theoretischen Nationalökonomie zu Beginn des 20. Jahrhunderts (S. 275ff.). Die hier behandelte Periode gehört zweifelsohne zu den spannendsten Abschnitten deutscher Theoriegeschichte, aber nicht etwa, weil hier Herausragendes geleistet wurde, sondern eher weil das Gegenteil zutraf und die Diskussion das böse Wort von Karl Marx, wonach es sich bei den deutschen Ökonomen um »bloße Schüler, Nachbeter und Nachtreter, Kleinhausierer des ausländischen Großgeschäfts« (S. 281) handele, nachträglich bestätigte. H.D. Kurz bemüht sich um begriffliche Klärung und Systematisierung, er versucht eine Lagebestimmung der theoretischen Ökonomie um 1900 vorzunehmen und zeigt schließlich, welche Verdienste den herausragenden Köpfen deutscher Ökonomie unter den gegebenen Umständen und Bedingungen zukommen. Der Text vermittelt so ei-

nen hervorragenden Überblick über eine ansonsten vernachlässigte Periode ökonomischer Theorieentwicklung. Der sich daran anschließende Aufsatz zu Franz Oppenheimer zeigt, welche »Schätze« an theoretischen Einsichten und Reformideen noch zu heben sind, vorausgesetzt, man verläßt den Mainstream der neoklassischen Orthodoxie.

ULRICH BUSCH